



32101 066464973

Louis Edouard Schaeffer

Elsässer Weihnachtsbüchlein



Library of



Princeton University.

Presented by

Louis Edouard Schaeffer





Elsässer Weihnachtsbüchlein



Louis Edouard Schaeffé

Louis-Edouard Schæffer

Elsässer Weihnachtsbüchlein

Märchen und Skizzen aus der Heimat



STRASBOURG

Druck u. Verlag von F. X. Le Roux & C^{ie}

1921.

**Einbandzeichnung und Textillustrationen
von Oscar Schmitt (Osses) – Portrait
des Verfassers von Josef Ehrismann**

Copyright 1921 by F. X. Le Roux & C^{ie},
Strassburg – Sämtliche Rechte, auch
Übersetzungsrechte, vorbehalten

gift

Zum Weggeleit

Verlag und Autor haben für dieses Büchlein ein Geleitwort gewünscht. Ist es nötig? Ich meine fast, es wäre überflüssig; denn ein so trauter Weggeselle, wie dieses durch und durch elsässische Weihnachtsbuch, kann getrost an alle Türen anklopfen und findet, wie der Weihnachtsmann, willkommene Aufnahme, ohne dass es eine fremde Visitenkarte vorweist. Es steckt ein gemütvoller Dichter hinter diesen bunten Märchen, Skizzen und Betrachtungen. Einer, der das Heimatland liebt mit allen Fasern seines Herzens und der nicht müde wird, sein hohes Lied zu singen; der in allen Variationen dieses Thema behandeln kann, ohne dass man müde wird, ihm zu lauschen. Er wendet sich an die weitesten Kreise des Volkes; darum findet er den richtigen, gemüthlichen Ton, die einfache, aber schöne Form der Sprache. Wem schlägt nicht das Herz höher, wenn er das duftige Glockenmärlein am Eingang liest? Die Weihnachtsklänge, die es durchzittern, sind das Leitmotiv, das in allen

6-15-56 Louis Edouard Schaeffer

3486

512

332

(RECAP)

Skizzen geheimnisvoll auftaucht. Von blühender Phantasie zeugen das originelle Märchen vom Riesen Alsassus, wo graue Vorzeit und ereignis-beschwerte Gegenwart sich wundersam begegnen, und die zarte Geschichte von den Vogesentannen, die Christbäume wurden. Elsässische Besinnlichkeit und frohe Fabulierkunst, eine gesunde Betrachtung der Menschen und Dinge, warme Liebe zu Land und Volk, all das verleiht dem Büchlein einen besonderen Reiz, eine wohltuende Eigenart, die ihm sicher viel Freunde erwerben wird! —

Prof. L. P.



Einleitung und Einläutung

Das Glöcklein vom guten Willen



as «Elsässer Weihnachtsbüchlein» sei mit folgendem Geschichtchen vom Glöcklein des guten Willens eingeläutet :

Auf dem Kirchturm eines reichen Bauerndorfs im elsässischen Unterland hängen vier Glocken.

Als noch Krieg war, kam einmal eine Kommission ins Dorf, um die Glocken, die zu Kriegszwecken eingeschmolzen werden sollten, aus dem Kirchturm abzuhängen.

Da liess der Herr Pfarrer, dem es in tiefster Seele leid tat, dass die geweihten Kirchenglocken dem Machwerk eines blutigen Kriegs

zum Opfer fallen sollten, die Kommission auf den Speicher eines bei der Kirche stehenden Bauernhauses hinaufführen: es gab im ganzen Dorf keine Stelle, an der man den Klang der vier Glocken, der ob seiner wundersamen Harmonie in der ganzen Umgegend bekannt war, hübscher und feiner vernommen hätte.

Die Glocken wussten, dass es diesmal um ihre Existenz ging und läuteten mit solcher Inbrunst und Andacht, solch' prächtigem Zusammenklang, der sie auszeichnete, dass die Kommission die wirklich künstlerische, seltene Harmonie des Klangs anerkennen, die Glocken drum als schonungswert bezeichnen und sie — so leid es den Regierungsmännern tat — auf dem Turm hängen lassen musste.

Da lobten die Dorfbewohner des Pfarrers Klugheit, die die Glocken gerettet hatte. —

Als diese von ihrem Turm aus sahen, dass in der Umgegend die meisten ihrer Schwestern aus der Höhe auf die Erde gebracht wurden, bildeten sie sich viel darauf ein, dass man sie verschont hatte, und sie begannen mit Stolz im Herzen auf die Kirchtürme der Umgegend niederzuschauen, die niedriger waren als der ihrige.

Schliesslich zankten sie sich darum, welche von ihnen am meisten dazu beigetragen habe, dass ihr Geläute beim Besuch der Regierungsmänner so aussergewöhnlich rein und harmonisch geklungen hatte. Jede wollte den vollsten

Klang gehabt, jede sich am wirksamsten hervorgetan haben. Und da Weihnachten sich näherte, stritten sie sich darum, welcher die Ehre gebühre, die ersten Schläge des Festgeläutes vor der Mitternachtsmesse zu führen und so der Umgegend zuerst Weihnachten anzusagen.

Die grösste meinte: „Mir kommt die Ehre zu; denn ich bin die grösste und stärkste von euch allen.“

„Nicht doch“ — erwiderte die zweite — „ich bin die älteste von euch und weile schon am längsten hier auf dem Kirchturm. Nur mir gebührt die Ehre.“

„Mitnichten“ — sprach da die dritte — „du bist die älteste, doch auch die schwächste: mein Klang ist weit stärker und festlicher als der deine, festlicher als der Klang von euch allen. Lasst drum mich mit den ersten Schlägen der Umgegend Weihnachten verkünden!“

„Keineswegs Schwester; ich bin die jüngste; mein Klang ist jugendfrisch, und ich habe in der Christnacht noch nie die ersten Schläge geführt. Lasst also mir die Freude des Vortritts!“ So sprach die vierte Glocke.

Derweil sich aber die Glocken so zankten, merkten sie gar nicht, dass drunten vor der Kirchenpforte Tannen abgeladen wurden, um die Weihnachtskrippe mit Grün zu umstellen und die Kirche in freundlichen Christfestschmuck zu hüllen. —

Anderthalb Kilometer vom reichen Ort entfernt, hängt auf dem niedrigen Kirchturm eines geringen Dorfes ein einzig Glöcklein: das andere, das Glöcklein des guten Hirten, hatten die Regierungsmänner fortgenommen.

So lieb waren beide Glocken stets zueinander gewesen, wie Schwestern unter sich sein sollen. Nun, da die treue Gefährtin fort war, hing die Glocke mutterseelenallein da oben und war wie ein Waisenkind, das ganz auf sich angewiesen ist.

Doch die Leute schätzten und liebten seinen Klang. Der war zwar fein und zart und weich, doch nie weichlich und süsslich, sondern besass trotz aller Lieblichkeit Bestimmtheit und Willen. Auf der Aussenseite des Glockenbeckers standen in lateinischer Sprache die Engelsworte vom Frieden der Menschen, die guten Willens sind, eingeritzt; die Dorfleute verstanden den Sinn der Inschrift auf dem Mantel des Glöckleins, die sie aus dem Gottesdienst kannten, und nannten's das Glöcklein vom guten Willen.

Das wusste das Glöckchen und erwartete drum in edler Sammlung die Weihnachtsnacht, in der es selbst den Gutwilligen die Engelsbotschaft wiederverkünden würde.

Indessen wurde das Wortgefecht der vier Glocken des reichen Bauerndorfs heftiger und stärker; im Hader vergassen sie ganz auf ihre Umwelt zu achten, und selbst, als winter-

liche Nachtschatten sich über die Ortschaft gesenkt hatten, nahm ihr Zanken kein Ende.

Da scholl plötzlich, mitten in die tiefe, graue, kalte Nacht hinein rein und weich und mit festlichem Eifer der Klang des Glöckchens vom guten Willen.

Da brachen die zankenden Glocken, die nicht gedacht hatten, dass Weihnachten schon so nahe sei, in ihrem Hader ab, und jede strengte sich an, schnell in Schwung und Klang zu kommen, um das Glöckchen zu übertönen. Doch wie sehr die Glocken sich auch abmühten, keinen einzigen Ton brachten sie heraus; wie gern sie auch geläutet hätten, kein Messner kam, sie in Schwung zu setzen.

Da mussten die Glocken, wollten sie oder nicht, dem Ton des Glöckchens vom guten Willen lauschen, das sie nicht zu übertönen vermochten.

Mit zitterndem Schall sang das Nachbar-glöckchen den Preis des guten Willens und der Einfachheit der Seele, sang es die Weihnachtsbotschaft jubelnd in die Ebene hinaus, und das Geläute dieses einzigen Glöckchens war so innerlich und edel, so wonnig und warm, dass in den Herzen der vier Glocken, während sie dem Geläute lauschten, langsam Stolz und Hader zu schmelzen begannen.

Je länger sie dem Läuten zuhörten, je mehr schwanden Zorn und Zank, je mehr kam die Einfachheit in die Herzen der Glocken

zurück. Da verstanden sie auch, weshalb keiner aus ihrer Mitte die Ehre werden konnte, den Menschen der Gegend zuerst die Weihnachtsfreude anzuläuten, weshalb es nicht geschehen konnte, dass sie mit ihren eigenen Klängen die des Glöckchens vom guten Willen zudeckten.

Nun, da Anmassung und Hader in ihrem Herzen erstorben waren, begehrten sie nicht besser, als den Weihnachtsgesang des Glöckchens vom guten Willen mit reiner Seele und voller Stimme mitzusingen.

Als dann der Messner, der sich verspätet hatte, hurtig an ihre Stränge griff, fielen die vier Glocken mit wundersamer Harmonie und tiefer, neuerwachter Inbrunst ins Festgeläute des Nachbarglöckchens, und aus den nächtlichen Feierklängen tönte herrlich und wuchtig den Gutwilligen die Botschaft des Friedens heraus! —

Mag in gleichem Mass mein Weihnachtsbüchlein ein Preislied sein aufs friedfertige Herz, auf die Einfachheit der Seele, auf den frommen elsässischen Weihnachtswillen! —



Strassburger Weihnachtsmärchen

Alsassus



or Zeiten, als das ganze Elsass-land noch ein gar grosser See war, hausten auf den Vogesengipfeln Riesen voll Mark und Kraft und Trutz, deren lange Leiber sich in der See flut spiegelten.

Grün schimmerte es vom Grund des Sees herauf, den das elsässische Riesengeschlecht auf starken, stracken Baumstämmen durchfurchte.

Und unter den Riesen war einer, der Alsassus hiess und ob der Wucht seiner Arme und seinem besonders kraftvoll und weit ausholenden Schritt den Stolz des riesigen Berggeschlechts bildete.

Der Riese Alsassus war trotz seiner Stärke und seinem Machtvermögen ein Kind geblieben. Sass der Riese, in dem reichlichst Kraft wohnte und Saft quoll, auf einem Felsstück, das in den grünen See hineinragte, so reichte er mit seinen weiten Armen ins Wasser hinunter und spielte wie ein Kind mit den Seerosen und Wellen und Wellchen. Oder träumte dem Sonnenschein nach, der einen Goldstreifen quer über den Seespiegel zauberte, und sah diesem Goldstreifen zu, wie er schmaler und schmaler wurde, bis er ganz verschwand und die Sonne Abendrotglühen über den Bergkamm hing; dann sprang hurtig der Riese vom Felsstück, setzte über Hänge, Halden, Spalten, Schluchten und Talengen, bis er zu seinen Brüdern, den Riesen kam, die im Schatten einer Bergspitze auf mächtigen Felsblöcken um ein Höllenfeuer sassen und aus geschlachteten Hämmeln ihr Abendbrot bereiteten. —

Das Wasser war andern Tags heller denn sonst und nimmer so grün wie gewöhnlich. Alsassus sass wiederum träumend am grossen Weiher, liess seine Füsse im Wasser schaukeln und stierte auf den Seegrund.

Zum ersten Mal gewahrte er die Üppigkeit unter den Wellen, die das herrliche Land, das den Weiherboden bildete, unter sich gefangen hielten.

Selten hatte der Riese so Schönes geschaut, Seine Welt waren die Berge und Wälder,

wilde, rauhe Gegend; doch was da unter den Wellen lag, war ebenes, zartes, blühendes Land, dessen Schönheit und Reichtum den Riesen begierig machten. Und in seiner Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, in seiner Neugierde und Schaulust gelobte er sich, das Prachtland, das die Wellenberge zudeckten, freizulegen.

Da schritt er am See entlang gen Norden. Als er ans Ende des Weihers kam, sah er, dass zwei gewaltige Felsblöcke die Wellen stauten und den Abfluss hinderten. Nur einen kleinen Ausweg hatten sich die Wasser bohren können zwischen beiden Blöcken, und die Wellen, die hindurchschlüpfen, liefen in einem Bette weiter bis ins Meer.

Der Riese nahm seine ganze Kraft zusammen, stellte sich vor die Felsmassen, fasste die zwei Felsspitzen mit je einer Hand und riss sie mit gewaltigem Ruck, der rings die Berge erschüttern liess, auseinander. Mächtig sausten die Wasser. Der Weg stand nun den Wellen offen, die sich zu einem kraftvollen Strom zusammenfanden, der brausend ins Meer schoss.

Tage-, wochenlang flossen die Wellen ab. Langsam legte sich das herrliche Land frei. Die Riesen nannten es nach Alsassus, der die üppigen Gauen von den Fesseln des Wassers befreit hatte, Alsassa, ein Wort, dessen Grundstock ja im Namen Elsass später von der Nachwelt beibehalten wurde.

Alsassa, das neu geborene Land, lag in prächtiger Fülle da; es schien der Paradiesesgarten Adams und Evas zu sein. Da freute sich Alsassus seiner Tat, auch wenn Schaulust und Unzufriedenheit das Motiv der Handlung eigentlich gewesen waren.

Vom grossen Weiher war nur der breite Strom geblieben, der die Ebene des Alsassa-Landes vom Nachbargebiet abtrennte. Der Strom heisst noch heute der Rhein, und wer damals sich am meisten über das Verschwinden des Sees erbost zeigte, war kein anderer als der Rheinvater.

Der streckte sein nasses, struppiges Gesicht, in dem der zerzauste Bart und die auf die Stirn herabhängende Haarfülle stark auffielen, aus dem Strom und sah mit Entsetzen, wie seine Kinder, die Wellen, zwischen den beiden weit auseinander geschleuderten Felsblöcken fortliefen und der See mehr und mehr abnahm.

Und als er schliesslich ganz verschwunden war und nur der Strom noch von seinem früheren Dasein zeugte, ergrimmte Vater Rhein über Alsassus, der seine Wellen ins Freie gelassen hatte, und nahm sich vor, ihn hart zu strafen.

Alsassus wurde nicht müde, die frei gelegte Ebene zu durchwandern und hatte anfangs viel Lust und Freude daran. Als es dann Nacht wurde, legte er sich am Ufer des Rheins nieder, um zu schlafen. Das sah arglistig Vater Rhein.

Er befahl zweitausend Wasserjungfern, aus dem Strom zu steigen und Alsassus, während er schlief, in die Tiefen des Rheins hinabzutragen.

Leise stiegen in der mondhellen Nacht die Wassernixen aus dem Rhein und riefen, da der Körper des Riesen, der einen harten Schlaf hatte, überaus schwer war, noch fünfhundert Rheinjungfern zur Hilfe, hoben mit- samt den langen Menschen sachte einpor und brachten ihn dem Vater Rhein, der tief unten im Fluss auf einer Welle sass und mit einer eisernen Stange in den Fluten herumstiess.

Der Rheinvater schloss Alsassus in einem starken, mächtigen Felsenhaus, das auf dem Grund des Stromes stand und dessen Spitze einen halben Meter über den Wasserspiegel herausragte, ein und versprach, ihm nur dann die Freiheit wiederzugeben, wenn er, der Rheinvater, einmaleinsehen werde, dass der Abfluss des Weihers der Gegend zum Vorteil gereicht habe. „Aber bis dahin,“ meinte der Alte spöttisch, „wird's noch gute Weile haben; einstweilen, Herr Riese, machen Sie es sich bei mir bequem!“ —

* * *

Das Riesengeschlecht war ausgestorben. Nur Alsassus lebte als der Letzte der Riesen tief unten im Rhein. Da er versucht hatte das starke Felsenhaus mit seinen Kräften zu

erschüttern, hatte der Rheinvater ihn in Ketten schlagen lassen.

Im Land Alsassa, das nun den Namen Elsass führte,⁷ lebten viel Leute beisammen, alle weit kleiner als die Riesen der Berge und Wälder des Landes; kein Mensch wusste mehr Bestimmtes von den Riesen. Der Volksmund raunte vielerlei, doch war's Sage und Sang, und nicht im geringsten Geschichte und Forschung. —

Die Leute im Elsass hatten wacker gearbeitet, Strassen gelegt, Obstbäume gepflanzt, Blumen gesät, Kirchen und Häuser gebaut.

Das Land war dadurch nur schöner geworden.

Aber das wusste der Rheinvater nicht. Der grollte noch immer den Wellen nach, die vor vielen, vielen Jahren aus dem See in die Freiheit gestürmt waren, stiess mit seiner eisernen Stange manchmal grimmig in die Fluten, thronte tief im Rhein auf einem Wellensessel und liess Alsassus wacker bewachen.

Da geschah es einmal, mitten im Winter, dass den Rheinvater die Lust anpackte, in dem Land, das er noch nie gesehen, zu lustwandeln. Und da erinnerte er sich, dass alljährlich um die zwölfte Stunde in der Nacht vom 24. auf den 25. des letzten Monats des Jahres er den Rhein verlassen dürfe gemäss einer Erlaubnis des Meervaters, dem alle Flussväter untertan sind.

Er merkte, dass die Wellen empfindlich kälter wurden, dass es gegen Jahresende ging.

Von seinem Wellensessel aus schaute er durch die Wogen zum Himmel empor und suchte die Sonne. Schwach war ihr Glanz, und ihre Scheibe stand weit hinten im Weltall drin, und Wolken und Schneeballen verdeckten sie halb.

Da wusste er, dass es längst Winter sei, und wartete auf die kommenden Nächte.

Er stiess mit seinem Hacken ans Ufer und sah, dass er in Eiskrusten stach.

Nun war er zufrieden, setzte sich tiefer in seinen Wogensessel hinein; denn er spürte die Winterkälte empfindlich.

In der kommenden Nacht läuteten plötzlich feierlich-tief die Glocken. Da sprang der Rheinvater hurtig vom nassen Sitz, liess sich von etlichen Wogen ans Ufer tragen und ging dem gewaltigen Schall der Glocken, die in die tiefe Nacht hinausläuteten, nach und sah im Scheine weniger Laternen im Vorbeigehen, dass über seinen Strom eiserne Brücken gespannt waren, worüber er weidlich wettete.

Er ging frierend einer Strasse nach, grüsste bald den Kleinen Rhein, seinen Freund, der ihm sein Wasser in den grossen Rheinstrom schickte, sah im Weitergehen Hütten und Häuser stehen und dachte ganz richtig, dass die Menschen jetzt viel kleiner sein müssen als vor

Jahren, da Alsassus ihm die Wellen hatte fortlaufen lassen.

Da kam er in eine Stadt; das war Strassburg; doch der Rheinvater wusste das nicht.

Immer noch läuteten mit majestätischem Schwung grosse Glockenbecher, deren Klang die Leute aus den Häusern rief. Der Rheinvater zog weiter, dem Glockenklang und den Menschen nach. Auf einmal stand er vor einer gewaltigen Kirche, deren Turm sich im Nachtnebel verlor; das war das Strassburger Münster.

Staunend sah der Rheinvater an dem Gebäude hinauf, und es tat ihm leid, dass Nacht war; denn er sah vom Münster nicht sonderlich viel.

Da trat er kurzerhand mit den andern Leuten in die weiten Hallen des Gotteshauses und stellte sich in den Schatten eines Pfeilers, sodass den struppigen Gesellen niemand bemerkte.

Vater Rhein kam aus der Verwunderung gar nicht heraus. Die Pracht des Gottesdienstes, der majestätische Ton der Orgel, die hohen Pfeiler, die mächtige Schar der Leute, die andachtsvoll lauschte, der wunderbare Gesang, der doch viel feiner und zarter war als der Gesang der Wellen und Wogen, den er das ganze Jahr in den Ohren hatte, das alles begeisterte ihn dermassen, dass er beschloss Alsassus freizulassen; denn er war stolz darauf, dass an den Ufern seines Stromes solche Kunst-

werke errichtet wurden; er gab im Herzen Alsassus Recht, dass er dies Land, auf dem solche Bauten nun stehen, seinerzeit freigelegt habe, und er bereute es, ihn dafür bestraft zu haben.

Selbst dieser ruppige, struppige Geselle, der rauhe und derbe Vater Rhein wurde vom Münster begeistert; dass er aber der alljährlichen Weihnachtsmette in den hohen, heiligen, Hallen beiwohnte, wusste er nicht.

So trat er denn, immer noch Begeisterung im Herzen, auf den Münsterplatz hinaus und schlenderte, da der Meervater ihm bis zum ersten Morgengrauen Urlaub gegeben hatte, durch die Strassenzeilen, bewunderte im Schein der Strassenlampen Häuser und Plätze, winkte dem Gutenberg hinauf, der auf seinem hohen Sockel Winterschlaf hielt, begrüßte Kleber, den Haudegen, der selbst im Schlummer stramm und aufrecht blieb, freute sich an all' dem, was da stand und war und noch mehr an den kleinen Leuten, die so Schönes hervorzauberten.

Der Lichterglanz, der aus manchen Fenstern in die dunkle Nacht hinausdrang, gefiel ihm am besten. Den flimmernden Schein warfen natürlich die Kerzen des Christbaums über die Strasse. Doch vom Christbaum wusste Vater Rhein nichts.

Im Schatten der Nacht stand er bald auf dem Broglieplatz, auf den das zage, zitternde

Licht etlicher Lampen fiel, deren matter Glanz durch den Nebel noch mehr getrübt ward.

Trotzdem konnte Vater Rhein das Denkmal vor dem Theatergebäude entdecken. Gespannt sah er, so gut es ihm das lästige Nachtgrau gestattete, zum nackten Manne hinauf, der, wenn er recht schaute, wohl in der einen Hand einen Fisch, in der ändern einen Dreizack hielt.

Da begriff der Rheinvater plötzlich, dass mit diesem Denkmal doch nur er gemeint sein könne, und bei diesem Gedanken wurde der Alte wütend wie ein Wilder.

Ihn, der doch eigentlich ein so guter, lieber Kerl war, schmerzte es sehr, dass die Stadtleute mit ihm also den Narren trieben und ihn splinternackt da auf den Sockel stellten mit einem Fisch und einem Dreizack in den Händen. Hätten die Stadtleute ihn hier hinaufgestellt in seiner Macht und unverfälschten Kraft, wie er die Wogen und Wellen regiert und thront auf reissenden Wassern, wie selbst die grossen Wellen streng jedem seiner Winke gehorchen und er die kleinen und kleinsten in väterliche Huld und wackeren Schutz nimmt, so hätte er sich stolz in die breite Brust geworfen.

So aber stand der bärtige Alte am Fuss seines Denkmals, hielt die Hand vors hart gemeisselte Gesicht und weinte wie ein Kind, das man gekränkt hatte. Und im Weinen stellte er sich die Stadtbewohner vor, wie sie tagsüber um sein Denkmal stehen, ihn ob seiner Nackt-

heit necken und auslachen und so in ihm nur eine komische Figur, zu ihrer Belustigung geschaffen, erblicken können.

Das tat dem Rheinvater, der in Sachen seiner Person und Würde durchaus keinen Spass verstand, sehr wehe, und vor Schmerz rannte er fort seinem Strom zu und ruhte nicht länger, bis er wieder in seinem Wogensessel sass und die Zügel all' der Wellen und Wellchen wieder in der Hand hatte.

Griesgrämig schlug er mit seiner Stange auf die Wasser los, scheuchte die Wasserjungfern weit vom Throne weg und schalt und wettete in den Gesang des Stromes hinein.

Als es aber am Morgen hell wurde, da packte ihn die Neugierde; er streckte seinen Kopf weit aus dem Wasser und schaute nach Strassburg herüber. Und siehe! Da sah er den hohen, durchsichtigen Turm des Münsters herüberwinken, und der Anblick der Kathedrale erinnerte ihn an das in ihr in der vergangenen Nacht abgelegte Gelübde, Alsassus freizulassen.

Da er ein ehrenwerter Mann war, entfesselte er den Riesen, hiess ihn aus dem Felsenhaus treten und sprach: «Ich band Sie los, Herr Riese, weil ich gestern nacht just auf dem Land war, das Sie freilegt und dort wahrlich manch' Hübsches und Herrliches sah.»

Doch gedachte der Rheinvater auch seines wenig ehrenvollen Denkmals und fuhr fort:

«Auch musste mein Auge manches sehen, das meine Seele tief kränkte. Ich mag Sie daher nimmer ganz straflos lassen. Doch gebe ich Ihnen, Herr Riese, den Rat, bleiben Sie hübsch bei mir, denn Ihr Geschlecht ist längstens tot, und kein Wesen mehr würde Sie dort oben erkennen.»

Das war der Riese zufrieden, der mit den Wassernixen zu spielen anfang und mit ihnen in den Wellen plätscherte. Bald auch grub er Felsstücke aus dem Grunde auf und warf sie ans Ufer, dass die Leute dort zusammenschracken und Reissaus nahmen. Oder half dem Rhein-vater die Wellen zähmen und strenge Wacht und Obhut halten. —

Wieder läuteten nach Jahresfrist vom Münster die Mitternachtsglocken zum Rhein herüber. Da tauchte vom Grund des Stroms ein Kahn auf, und drin sass der Riese Alsassus. Er beugte sein Gesicht über den Wasserspiegel, schaute und schaute in die Wellen hinein, als wollte er, wie einst, das herrliche Land suchen, das unter den Wellen lag, und musste ins Wasser stieren die ganze Nacht hindurch, ständig und unverwandt, und erst als der Weihnachtsmorgen graute, wurde ihm Erlösung: auf den Grund des Rheins kehrte der Kahn mit dem Riesen zurück.

Das war die Strafe, die Vater Rhein über ihn verhängt hatte.

Jahrelang büsste der Riese in jeder Weihnachtsnacht dieselbe Strafe.

Bis der Rheinvater wieder einmal seinen Kopf aus den Wogen streckte und nach der Stadt herübersah. Fahnen, grosse dreifarbene Fahnen hingen am Münsterturm.

«Da werden Feste gefeiert», dachte der Alte, und weil gerade Winterszeit war, beschloss er in der Weihnachtsnacht an Land zu gehen.

Wieder folgte er dem Schall der Münsterglocken, trat in die Kathedrale zur Mette und schlenderte durch die Strassen, auf die der Glanz der Weihnachtsbäume hinausflimmerte.

Und wieder trieb's ihn nach seinem Denkmal. Als er aber vors Theatergebäude kam, suchte er sein Denkmal vergebens. Das hatte man nach dem Franzoseneinzug abgerissen.

Da war Freude im Herzen des Rheinvaters; denn er dachte nicht anders, als es werde ihm ein würdigeres, glänzenderes Denkmal gesetzt, sprang heitern Sinnes in seinen Rhein hinab, tanzte mit den Wasserjungfern, rief den Riesen Alsassus, der wieder, wie in jeder Weihnachtsnacht, im Kahn auf der Oberfläche sass und ins Wasser starrte, wie's die Strafe von ihm erheischte, zu sich herab und bedeutete ihm, dass seine Strafe für immer nachgelassen sei.

Der Riese bedankte sich wohl und wünschte nichts anderes, als in den tiefliegenden Gemächern des Rheinvaters mit den Wassernixen

zu tanzen und dem Alten in der Leitung und Zügelung der Wellen an Hand zu gehen.

Der alte Bärtige machte drum aus Alsassus seinen Stellvertreter und schickte ihn bald gegen Breisach und in den Bodensee hinauf oder gegen Koblenz und Köln dem Meere zu, dass er dort im Rhein nach dem Rechten sähe. Und wenn der Rheinvater selbst verreiste, zum Meervater hinab oder zum Kleinen Rhein hinüber, nahm Alsassus die Zügel in die Hand und hielt des Alten Kinder, die Wellen, in umsichtiger Hut.

Allemaal, wenn die Weihnachtsnacht kam, wusste es Alsassus so einzurichten, dass der Rheinvater verreist war und im Rheinland drunten oder bei Neubreisach droben an Land ging.

So nagte der Zahn der Zeit dem Vater Rhein die Erinnerung an sein altes Denkmal und die Neugierde für sein neues, würdigeres, an dessen Errichtung er anfänglich fest glaubte, langsam ab.

Das war ganz recht so: denn der Vater Rhein hätte gar lang noch auf sein neues Standbild warten können.

So blieb Alsassus des Rheinvaters Freund und Vertreter bis heute.

Wer nun in der Christnacht ans Rheinufer steht, den Riesen in seinem Kahn bei der Abbüssung der Strafe zu belauschen, wartet vergeblich. —

Mir aber haben nicht Alsassus, nicht der Rheinvater, auch nicht die Wasserjungfern, aber die Rheinwellen, die noch geschwätziger sind als die Stromnixen, die ganze Geschichte ausgeplaudert. —



Gedanken aus dem Eisenbahnwagen

Heimatliches Plauder- stündchen



Wenn ich auf elsässischem Boden stehe, weiss ich: da gehörst du her! Erst, wenn ich für längere Zeit auf fremder Erde schreite, lerne ich's fühlen, wie tief ich eigentlich im Heimatboden verwurzelt bin.

Wer zwar in der Ferne, Fremde solchem Gefühl Worte verleiht, dem redet ein Teil der Intellektuellen Mangel an Anpassungsfähigkeit nach; doch die Kraft meiner kleinen Heimat ist zu stark, als dass mich der Vorwurfsonderlich verletzen könnte. Es ist gegen Heimatliebe kein Kräutchen gewachsen, und die gerade,

die sich Kosmopoliten, Europäer oder international schimpfen, sind auf ihren Zickzackfahrten vom brennendsten Heimwehfieber nicht selten entzündet worden.

Einer der von Chicago kam und seit einer Spanne von sieben Jahren sein Heimatdörfchen nicht geschaut hatte, stellte im Schnellzugswagen laut den Grundsatz auf, dass ein Elsässer eben nur im Elsass daheim ist. Da er jetzt endlich heimreiste und Frau und Kind zum ersten Mal in sein Ländchen brachte, trank er mit gierigem Zug den Anblick der heimatlichen Schollen, Wiesen und Weiher, Hängen und Engen, Flüssen und Fluren, Dörfer und Kirchen ein. —

In Casablanca, Marokkos erster Hafenstadt, stiess ich, durch sonderlichen Zufall, in einem Tabakgeschäft auf einen Elsässer, als gewöhnlicher Bauern Kind in Obermodern geboren. Der hatte sich wacker und wuchtig im französischen Protektoratsgebiet emporgeschwungen, -geschuftet und -geschunden, besass nun einen bestbekannten Pferde- und Rennstall und genoss das Ansehen eines der ersten Pferdebesitzer der Stadt.

Mit ihm bin ich, mitten im überheissen marokkanischen August, auf leichtem Rennwagen, den ein Araberhengst zog, ins Landesinnere gefahren, um auf ausgebrannten, ausgedorrten Strecken zu jagen. Auf einer ungepflegten, holprigen Strasse verliessen wir

damals um drei morgens die Stadt, und das Araberross zog uns an Farmen, Kaktusfeldern und Karawanen vorbei, die Heu und Stroh, Eier und Trauben, Bananen und Feigen auf den Stadtmart brachten, in den rasch sich erhellenden Augustmorgen hinein dem Jagdplatz zu.

Fünf Stunden später sassen wir im Schatten einer Farm und assen. Ausgesogen, ausgequetscht lag vor uns das marokkanische Land, dessen hügelige, wellenförmige Art mir auf der Herfahrt stundenlang dasselbe Bild geboten hatte. Behäbig-bedächtig kroch etliche Schritte von uns eine Schildkröte, und im Abstand von knapp hundert Metern grunzte eine mächtige Schweineherde, die der Farmbesitzer trotz der Sonnenglut ins Freie getrieben hatte.

Ich fühlte, wie der Landsmann mir die Hand auf die Schulter legte; er schaute mich halb wehmütig, halb lächelnd an und meinte: „Jetzt haben sie bei uns zu Hause schon alles Getreide daheim. Ich wäre froh stände ich wieder wie einst mit dem Dreschflegel in der Hand in meines Vaters Scheune.“ Ich fasste Mut und frug zielsicher: „Reut es euch, Landsmann, dass ihr aus dem Elsass pilgertet?“ Da ergriff er meine Hände, die schwitzten, und hielt sie lange. Und sagte dann: „Nein, es reut mich nicht. Noch ein bischen aushalten will ich's hier und noch verdienen. Aber dann, ja dann kehre ich zurück. Ich mag nicht auf anderer

Erde sterben als der, die meinen Vater deckt,
nicht auf anderem Boden als dem elsässischen.“—

Ich selbst, der ich ein Wandervogel bin
und bleibe, habe ähnliches empfunden. Ich
erinnere mich wohl, dass ich im Süden, zu
dem Sonnensehnsucht mich immer zieht, schwer
von Heimweh überfallen wurde. Ich sass,
wie heute, im Zug, der sich träg und mit reichlich
gemessener Zeit rasselnd durch die Gaue
schleppte, indes die Sonne durchs Fenster stach,
und mein Kopf in all'dem Poltern und Rattern
drin zu schmerzen begann. Da dachte ich
an meinen Heimatort nahe am Rand der Vogesen,
zurück, die mir mit ihren unzähligen Baum-
kronen im Sommer süssen Schatten spendeten.
Und weil die Sonnensehnsucht halbwegs gestillt
war, überkam mich die Sehnsucht nach dem
Elsass, die in der Fremde jeden Elsässer einmal
überkommt; drum schrieb ich mitten im Gerassel
der langsamen Fahrt für meinen Gedichtband*
die Verse auf, die ich gern hierher setze:

Wohin des Wegs? Der Zugesfahrt?
Und rückwärts zuckt entlang den Schienen
Die wehe Seele bittend heim. —
Rings blicken teilnahmslos die Mienen.
Das Heimwehfieber glüht in Schweiss
Wie unter mir die Schienenstränge,
Und mich erfüllt mit Harm und Hass
Des Zugs erbarmungslose Enge. —

* * *

* „Leid“, Dresden-Weinböhla.

Abermals, wie schon so oft und immer wieder, hat mich, diesmal zu einem Abstecher ins Lothringische, der Zug aus der Strassburger Hauptbahnhofhalle in die elsässische Ebene hinausgetragen, und ich gedenke meiner Verse:

Das Land rollt unterm Fusse fort,
Ein Baum guckt frech in meinen Wagen,
Von knirschend wildem Räderwerk
Werd flugs ich übers Land getragen.

Ich träume von dem, was ich seit Beginn der Plauderei niederschrieb, von früheren grösseren Reisen, von Menschen, die ich dabei kennen lernte, vom Elsass, das mich stets wieder zu sich zog aus der Ferne, die ich liebe.

Wer nur einen Abstecher ins Lothringische macht, weiss wohl, wenn er einmal über Saarburg ist, Vergleiche zu ziehen zwischen daheim und draussen.

Bewegt sich der Zug zwischen Saarburg und Zabern noch an Vogesenbergen vorbei, oft mitten durch einen Vorsprung, einen Fühler, den die Berge den Menschen entgegenstrecken, die zornig die Felsen durchbohrten, so beginnt hinter Saarburg der Zug in einem ständigen Auf und Ab das wellige lothringische Hügel-land auf einer Seite zu durchlaufen.

Der lothringische Boden ist schwer; die alleinstehenden Gehöfte der Grossgrundbesitzer, denen oft das meiste Land in einem stattlichen Umkreis um ihr Anwesen gehört, sind im Verhältnis wohl zahlreicher denn im Elsass.

Solches und ähnliches bedenkt der Elsässer, der knapp vor einer Stunde noch in der Bahnhofshalle der elsässischen Landesstadt stand und sich nun im Eisenbahnwagen durch derartige Memoiren und Vergleiche unterhält, freilich zum soundsovielten Mal, doch stets in etwas verschiedener Betrachtungsweise, aus stets wechselnden Anlässen heraus.

So auch bedenkt er seine Stellung zum Lothringer, mit dem ihn ein gleiches Los geschichtsverwandt werden liess. Geringer ist die Charakterverwandtschaft, obschon zwar die Gegensätze nicht direkt schroff und durch das gemeinschaftlich getragene Los geglättet sind. Zwischen beiden Provinzen besteht durch die langjährige Zusammenverwaltung ein gewisses Gefühl der Zusammengehörigkeit oder (wenn damit ja zuviel gesagt wurde) mindestens ein von der Gemeinsamkeit des Schicksals gewobenes Band, dessen jähe Zerreissung schmerzvoll empfunden werden könnte.

Der Lothringer Stamm ist durchaus edel, stark und gesund, voll Fleiss und Arbeitslust, etwas zurückhaltend, doch nie direkt scheu, meist stiller als der Elsässer, dessen verbissene Hartnäckigkeit, die oft als Steifheit, als Untugend statt Tugend ausgelegt wird, der Lothringer nicht in diesem stark hervortretenden Massstab besitzt. Des Elsässers offensichtlicher Hang zum Humor, zum Lachen und Verlachen ist ihm in dieser vielgestaltigen, auffallenden Art gleich-

falls nicht eigen. Lasst mich hier des Elsässers Charakterbild in eigenen Versen zusammenstellen:

Wie Felswand sitzt der Nacken steif,
Wie 's Münster ragt die Stirne stolz,
Das Haupt ruht festgefügt und hart
Wie trotzig, stramm Vogesenholz.

Voll Sonnenglast und Flammenhast
Pulst 's Herz wie echter Türkheimwein,
Das Aug gleisst wie Samaragdenschmuck,
Wie Edelsteine tief im Rhein.

Und wie voll Trutz der Bergbaum, der
Die Wurzel schlägt in Quaderwand,
So steht voll Schollenkraft und Mark
Der Elsässer im Elsassland! —

Da rasselt unter diesen Betrachtungen der Schnellzug in den Bahnhof der lothringischen Hauptstadt ein, poltert, schnaubt etliche Male, erlaubt den Rädern noch wenige Drehungen, zuckt durch den ganzen, langen Leib und — steht.

Metz — so scheint 's mir — ist die Stadt der anheimelnden altertümlichen Gassen und Gässchen, in denen sich die Autos ausnehmen wie Erfindungen einer anderen Welt. Ein gut Stück behäbiger Gemütlichkeit liegt in diesen Gassen, denen ein Hauch vergangener Jahrhunderte anhaftet.

Reizvoll sind die Moselufer, wenn an Augustabenden die letzten Strahlendungen

der untertauchenden Sonnenscheibe über sie gleiten und im sinkenden Tag schwatzende Gruppen auf der Brücke und am Staden stehen.

Hart und breit, fest wie Petri Fels, den zu erschüttern nimmer möglich ist, ragt die schwarz-graue Kathedrale, die keineswegs durch die Feinheit der Details, die das Strassburger Münster so luftig erscheinen lässt, aber durch die Dunkelheit ihrer Farbe und ihren unwankbaren Bau imponiert.

Das alles freilich haben meine Leser vielleicht selbst genau geschaut und vielleicht gründlicher als ich. Doch Metz feiert, Fahnen zieren die engen Strassenzeilen: Königinnenfest!¹⁾ Einer Nationalausstellung zum sichern Erfolg zu verhelfen, ihr die Krone aufzusetzen, hatte man eine Metzger Handelskönigin ausgerufen, und die Pariser Mi-Carème-Königin, die „reine des reines“, beeilte sich, der Metzger Schönheit ihre Aufwartung zu machen; doch scheint — mit Verlaub gesagt — die Mutter der Mi-Carème-Königin Bedenken für die Schönheit ihrer Tochter zu haben; denn sie bestand hartnäckig darauf, aus der Seinestadt ans Moselufer mitziehen zu dürfen. — — —

Nachmittags grosser Festzug. Rappen in Silbergeschirr ziehen den fein geputzten Wagen, in dem festlich geschmückt die Königinnen

¹⁾ Das Metzger Königinnenfest, das hier festgehalten wird, fand um den 1. August des Jahres 1920 herum statt. —

sitzen, die feine Pariserin und die von den Schönen der Stadt beneidete Handelskönigin, ein echt Metzger Typus; wie Göttinnen der Schönheit thronen sie, indes Blumen in den Wagen fliegen und das Volk jauchzt. —

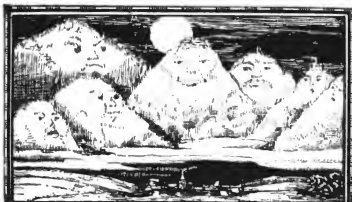
Und während ich im Zug sitze, der mich der elsässischen Landesstadt wiederum zuführt, schwebt das Bild der huldvoll lächelnden Schönheitsgöttinnen im schmucken, blumenbedeckten Wagen, den die begeisterte Schar umringt und die überreiche Zahl der Fahnen beschattet, immer noch vor meinem Aug'. Bis unvermittelt und plötzlich das Wort des Elsässers, der aus Chicago mit Jubel im Herzen auf seine Heimerde zurückkehrt, mir wie ein tröstender, belebender Bibelspruch in den Sinn fällt.

Als in Strassburg das Gedränge mich an den Bahnsteig zerrt und diesen hinuntertreibt, denke ich wie jener: „Ein Elsässer ist nur im Elsass daheim!“ Ja, auch ohne Königinnen. Und dabei bleibt's! —



Das Märchen von den Vogesen-
tannen, die Christbäume wurden

Die Abgesandten der Vogesen



er Herbst kam, brachte die letzte Reife und dann das Welken.

Über die Vogesen lief ein Frösteln. Als der Herbst sah, dass die Wasgauberge unter seinem Machtgebot erschauerten, schickte er flugs sein ausgelassenes Kind, den Herbstwind, über die Wälder, die mit Weh und Bangigkeit im matten Sonnenschein standen und weinten, dass ihre beste Freundin, die Sonne, stets weiter wegreste und ihrer langsam vergass.

Der Herbstwind fuhr auf fliegenden Kampf-
pferden durch den Wasgau, trieb spöttisch

den Wäldern ihr welkes Laub über ihren Häuptern durch die Luft und warf den holzsammelnden Menschen freigebig manchen grauen Ast hin, den der hastende Wind mutwillig von den Vogesenbäumen abbrach.

Die Kampffrosse des Herbstwindes erzürnten sich darüber, dass schön angekleidete Menschen auf den Bänken in den Vogesen sassen und taten, als sei noch wärmster Sommer.

So wild sausten die fliegenden Pferde über die Köpfe dieser Nichtstuer, dass die Schar von den Bänken hinunter in die Täler flüchtete, dort in den Zug sprang und eiligst nach der Grossstadt zurückfuhr, um hinter geheiztem Ofen getrost den Winter zu erwarten. — Die Bauern sahen täglich dem Spiel des Herbstwindes zu, der die Vogesen entlaubte, bestellten allmählich ihr Feld fürs kommende Erntejahr, taten wenigstens soviel, als man vor der Winterszeit tun konnte, schafften tüchtig Holz aus den Bergen in den Schuppen, legten einen neuen Ziegel auf, wo einer im Lauf des Jahres vom Dach geglitten war, schauten, als sie alles nach bestem Willen und Wissen versorgt hatten, hinüber zu den Bergen und hinauf zur Sonne und massen an beiden die Nähe des Winters tagtäglich ab.

Der Herbstwind war endlich mit seinen wilden Wanderungen zu Ende, vergrub seine Rosse und sich selbst unter einer Lagerung von Felsstücken und legte sich, als er sah, dass

seine Rosse sich breit hingestreckt hatten und behaglich schnarchten, aufs Ohr, um sich bis zur nächsten Herbstzeit wacker auszuschlummern.

Der Spätherbst packte sein Bündel, kletterte über den Vogesenkamm und den Jura ins Schweizer Gebirge hinüber und versteckte sich in einem Schweizertal, das über Winter, Lenz und Sommer seinen Zufluchtsort Jahr für Jahr bildete.

Die Vogesenberge schauerten immer tiefer in sich hinein. Sie kauerten sich schon im voraus vor dem Wintersmann zusammen, der jeden Augenblick über die nördlichen Kämme heranschreiten musste.

Der stützte sich auf seinen stämmigen Bergstock und kam knurrend und in den laub-leeren Wald hineinfluchend heraufgekeucht, und hurtig sprang noch ein Schwarm von Menschen, die sich vergessen und verspätet hatten, den Berg hinab in die schützenden Talengen.

Da wurden die Vogesenberge widerwillig, dass sie in dieser Stunde der Not von den Menschen im Stich gelassen wurden, die im Lenz und Sommer haufenweise auf ihren Rücken herumkrabbelten und nun des Lebens auf den Vogesenhöhen satt waren.

Diese Treulosigkeit kam ihnen so ungeheuerlich vor, dass sie sich sagten: «So wenig Herz können die Menschlein doch nicht ha-

ben!» Und die Wasgauberge beschlossen in tiefdunkler Nacht zusammenzusitzen und über den Fall Rat zu pflegen. —

Der Winter hatte anfänglich stramme Ordnung und unsanftes Regiment geführt; eines Abends war er jedoch so müde und matt von seinen Anstrengungen, dass er, um die vom lieben Gott anbefohlene Arbeit getreulich und wirksam weiterzuführen, sich etliche Stündlein Rast gönnen musste.

Er legte sich lang und breit auf einen Wiesenhang, der im Frost erstarrt war und vor Leblosigkeit unter der Last des Alten keine Haarbreite zusammenzuckte.

Als der Winter tief schnarchte und sein schweres Atmen und Schnauben grässlich in den laubleeren Wald, der den Wiesenhang auf einer Seite säumte, hineinscholl, erhoben sich mit all' ihrer Bürde und Last die grösseren Wasgauberge.

Mühsam stand der alte Recke, der mächtigste der Vogesen, der Grosse Belchen, in der Bergreihe auf, dehnte seine nervigen Glieder und gab den Kollegen das Zeichen.

Vor Frost sich schüttelnd erhob sich der Cl i m o n t und schaute voll Erwartung hinüber zum Sulzer Belchen, der eben aus der oberelsässischen Bergreihe trat und in bedächtiger Gangart nordwärts schritt.

Da sprengten S c h n e e b e r g und D o n o n

die Frosthüllen, und der Dambacher Berg hob sein waldbedecktes Haupt.

Droben im Norden reckte der Wintersberg sich empor und stiess seine Nachbarn, das Wasenköpfel und andere, an, die jäh aus Schlaf und Traum aufwachen. Die Scherhol bei Weissenburg wischte sich gleichzeitig die schläfrigen Augen und zog mit etlichen kleineren Gefährten aus ihrer Umgebung zum Sammelpunkt.

Wo auf breitem Gipfel seit Jahr und Tag eine fromme Schar zusammenwohnt, die selbst in kalten und Schneetagen nicht feig von den Bergen steigt, sondern jahrein, jahraus sich auf der Höhe geborgen fühlt, wollten die Wasgauberge zusammen kommen.

So zogen sie denn von Nord und Süd zum Herzen des Elsasslandes, zum Odilienberge, wo auf luftiger Kuppe die Klosterinsassen das ganze Jahr über den Heimatbergen die Treue wahren.

In dieser winterlich tiefen Nacht schimmerten wiederum, wie fast immer, von der Höhe des Odilien, Lichter in die Täler und die Ebene hinab, und für die wandelnden Vogesenberge bildete der vom Kloster des Gipfels flimmernde, matte Glanz ein willkommener Wegweiser.

Die Berge kamen mit all' ihrem Wald und ihrem Felsgestein, ihren Ruinen und Mauerresten, ihren Köhlerhütten und Forsthäu-

sern; in den letzten schliefen ruhig und gesund die Försterfamilien und merkten nichts vom Wandel der Berge und ihrer Versammlung.

Als sich die Gipfel beim Odilienberg sammengefundén und sich breit um ihn herum niedergesetzt hatten, ergriff zuerst der Sulzer Belchen das Wort, brummte den Genossen einen Gruss zu und fuhr mit tiefstem Bass also weiter: „Wir sind, Brüder und Schwestern, zusammengekommen, um darüber Rat zu pflegen, ob wir uns an den undankbaren Menschen rächen, wir sie mit Verachtung strafen oder mit Güte zu gewinnen versuchen wollen.

Da will ich euch zuerst daran erinnern, wie im Lenz und Sommer die Leute auf uns herumtrampeln, Zweige von unseren Bäumen reissen, Feuer in unseren Wäldern entfachen, Kühe auf unsere Weideplätze schicken, uns das Moos versitzen und Wege über unsere Körper legen; ferner bitte ich euch zu bedenken, wie geduldig und gutmütig wir uns dies alles geschehen lassen, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken. Doch in den kälteren Tagen müssen wir zu unserer Betrübniß merken, wie unser Entgegenkommen so schnell aus dem Gedächtnis der Menschen verschwindet, die uns mitleidlos dem Frost und der Rauheit der Witterung überlassen. Wohl muss ich die wenigen Köhler ausnehmen, die wenigstens ein warmes Feuerchen, das ich mir jetzt im Winter gefallen lasse, mich aber im Sommer

•

empfindlich quält, da und dort an meinem wie eurem Körper entzünden. Jedoch zur Sommerszeit kommen die Menschlein aus dem Tal und der Grossstadt und schlagen auf meinem Rücken Feuer an, um ihr Essen gar werden zu lassen, ohne zu überlegen, ob's mir, der ich dann schon fürchterlich genug schwitze, auch recht ist, und heute, da mir recht viel Feuerchen lieb wären, bleiben sie drunten im Tal oder in den Mauern der Städte sitzen und zeigen für unsereiner nicht die geringste Fürsorge.

Drum — öffentlich erkläre ich's — werde ich meine Stimme nur für einen Racheakt, der die Menschen straft, abgeben können.“

Da fiel ihm der Dambacher Berg ins Wort: „Gestatte, Grösster unter uns, dass ich Dir erwidere. Die Menschen sind so herzlos nicht, wie Du glaubst; doch haben sie, genau wie wir und noch weit ärger, unter dem Regiment des Wintermannes zu leiden; drum mache ich den Vorschlag, die Menschen vorerst mit Freundlichkeit zu erobern.“

„Der Dambacher hat recht“ — meinte da der Kleine Belchen, der stets Lust hatte, seinem Namensvetter, dem Grossen Belchen, zu widersprechen. „Frechling“, fuhr dieser ihn an, und der Kleine duckte sich schnell und blieb hübsch still.

Da liess der Odilienberg sich vernehmen, dessen gescheidter, geschickter Redeweise man gerne lauschte: „Sprich nicht so schnell von

Rache, mein lieber Sulzer. Ich habe, niemand wird's mir abstreiten, viel Erfahrung im Verkehr mit den Menschen, und ich werde nie dafür stimmen können, sie mit Verachtung zu strafen. Mir aber kommt ein vernünftiger Vorschlag in den Sinn: schicken wir einmal Delegierte zu den Menschen hinab, auf dass sie unsere Ansicht dort mitteilen und in unserem Namen verhandeln.“

Die weichherzige Scherhol ergriff das Wort: „Lasst mich“ — sprach sie — „nun meine bescheidene Meinung auf eigene Art sagen. Als noch die Lenzwinde säuselten, spielten auf den Wiesen zu meinen Füßen täglich Weissenburger Kinder. Eines davon ist mir besonders aufgefallen, das kletterte, während die andern sich herumtummelten, auf meine Hänge hinauf und pflückte Veilchen, die es ihrer kranken Mutter brachte. Später sprangen an den Rosenheckchen die Knospen auf, und nun zupfte das Kind die Röslein ab und eilte damit heim zur Mutter. Der Lenz verblühte, die Sommersonne schwand, und auf meinen Hängen wuchs statt Veilchen und Röslein die Herbstzeitlose. Die pflückte das Kind aber nie. Eines Tags frug ich das Kind also:

„Rote Röslein, wunderzarte
Veilchen lagen dir im Schosse,
Kindlein; doch im bunten Schürzchen
Trägst du nie die Herbstzeitlose.

Kind! Ich sah dich manches Sträusschen
Sorgsam zart zusammenbinden;
Willst du auf der Herbstflur nimmer
Eins aus Herbstzeitlosen winden?“

Doch das Kind antwortete mir schnell:

„Mir befahl die kranke Mutter:
„Spiel mit Veilchenkelchen, Rosen,
Gänseblümchen; aber fliehe
Mir die gift'gen Herbstzeitlosen!“ —

So warnt die Mutter schon die Kinderchen
vor der Blume des Herbstes, und da wissen
die Mägdlein und Knaben, dass die Blumen
des Frühlings, des Sommers schöner sein
müssen.

Dann warnt sie die Mutter vor der Kälte
und Rauheit des Winteraltens, und die Kinder
wissen, dass der Winter ihrer Gesundheit schadet,
drum kommen sie nimmer im Winter zu
uns herauf, sondern tun, was der Verstand
und die Mutter ihnen gebietet: sie bleiben
hübsch im Kämmerchen drin und warten auf
die Vöglein, die im Lenz vom Mittag zurück-
kommen. Und wenn sie einmal gross und
erwachsen sind, halten sie's genau so!“

Rauh fiel der Wintersberg hier ein und
sprach mürrisch: „Gewiss, den Frühling und den
Sommer mögen die Menschen gut leiden, auch
den Herbst noch, den Frühherbst, der ihnen
Früchte in den Schoss wirft. Uns aber lieben
sie nimmer, und wenn sie im Lenz und in

den wärmsten Monaten zu uns heraufklettern, so tun sie's um der schönen Tage und ihrer selbst willen.“ (Der Wintersberg hielt als höchster Gipfel der Nordvogesen immerdar und mit seltener Treue zur mächtigsten der Südvogesenspitzen, dem Sulzer Belchen.)

Doch der Odilienberg legte sich, den Streit zu schlichten, ins Mittel und meinte: „Am besten ist's, wir schicken einmal unsere Delegation zu den Menschen; wir werden dann genau sehen, wie sie sich zu uns stellen.“

Das leuchtete den Bergen ein und sie beschlossen die Delegation zu bestimmen. Zuerst wollte natürlich der Sulzer Belchen mit dem Wintersberg und den Anhängern der beiden gehen; doch das litten die übrigen nicht; denn der Belchen und der Wintersberg dünkten sie zu mürrisch und rauh. Als aber der Dambacher, der Kleine Belchen und die Scherhol gehen wollten, litt es die Anhängerschaft des Grossen Belchen nicht, und man stritt sich hin und her, bis wieder der Odiliengipfel einfiel und folgenden Rat vorbrachte:

„Ich sehe, Brüder und Schwestern, dass ihr nicht einig seid und es nicht werdet. Drum schlage ich vor, niemanden von uns selbst zu den Menschen zu schicken, aber unsere Kinder, die Bäume.“ Da der Rat gefiel, begann man, unter den Bäumen auszuwählen.

Das Wasenköpfel meldete sich jedoch zum Wort und sagte: „Liebe Freunde, unsere

Bäume sind entlaubt. Wir können nur schmucke Bäume zu den Menschen entsenden und müssen drum unsere Delegation aus lauter Nadelbäumen zusammensetzen.“

Die Versammlung war sich bald darin einig, dass man eine Delegation von zwanzig Tannen, die den Stolz der Tannenwälder etlicher Bergriesen bildeten, in die Ebene schicke.

Man weckte rasch die Tannenbäume, die von der Zeit träumten, da Lenzwind und Bienen sie umschwärmten und die Amseln ihnen sonnige, duftende Weisen sangen, klopfte ihnen die Frostsicht von den Zweigen, unterrichtete sie von allem, was ausgemacht worden war, schärfte ihnen Höflichkeit und Vorsicht ein und entliess sie.

Die Abgesandten der Vogesen stiegen eilig in die Ebene, die die unholde Winternacht in Starrheit gelegt hatte, erreichten bald den Ort Ottrott, den sein Rotwein rühmendswert werden liess, klopfen an die Fensterläden und harreten der Menschen.

Die Ottrotter lagen längst in warmen Federn, wachten aber beim Klopfen auf, schoben die Türriegel zurück und waren erstaunt, dass Tannen vor ihren Türen standen und mitten in der Nacht mit ihnen reden wollten. Doch der Duft der schlanken Tannenbäume stimmte die Ottrotter gleich freundlich, und als sie an der Schlankheit, dem prächtigen Wuchs und Duft der Bäume sahen, dass es Vogesentannen waren,

gingen ihnen, besonders denen, die im Schlaf an ihre Ausflüge, Fahrten und Genüsse in den Vogesen gedacht hatten, das Herz auf, und sie begrüßten die Tannen als Abgesandte des Wasgenwaldes und seiner Berge mit Jubel und Prunk.

Sie zierten sogar die Tannen köstlich und überreich und stellten die kleineren in etliche Wohnungen hinein, auf dass sie auch in den Tagen der Rauheit und des Schnees die Verbindung mit den Vogesen aufrecht und die Erinnerung an sie wach hielten.

Die grösseren Tannen kamen, prächtig mit Siberfäden, Kugeln, Glanz und Flimmer geschmückt, trotz des Nachtdunkels lieblich beleuchtet vom Schein der Kerzen, die die Ottrotter auf ihre Zweige gesteckt hatten, zur Versammlung der Wasgauberge zurück. Da liessen die Bergriesen von jedem Groll gegen die Menschen ab, lobten vielmehr die Treue der Leute und bewunderten am Geschmack, mit dem die Tannen geziert waren, den Feinsinn der Menschen. Selbst der Sulzer Belchen zollte, strahlend vor Stolz, dem treuen, aufrechten Gemüt der dankbaren Menschen der elsässischen Ebene Hochachtung.

Im nächsten Jahr, als wiederum der Winter auf die Wasgauberge gestiegen war, sandten diese nochmals Tannen in die Ebene, aber statt zwanzig diesmal zweihundert und lauter kleine, damit sie die Menschen über Winter

als Bindeglied zwischen den Bergen und sich in die Stube stellen könnten.

Die Menschen taten 's, schmückten mit Fleiss und Sorgfalt die Bäume und hingen am Christabend die Weihnachtsgeschenke an den Tannen auf oder legten sie unter ihre duftenden Zweige. —



Modernes und Mittelalterliches

Elsässer Fiedlertag



in Metzer Dichter ist einst als Vagabund durch Welt und Leben gezogen, als steter Wanderer und fahrender Sänger, der in Frankreichs, Belgiens und Englands Gauen pilgerte, bis er in einem Greisenhospiz unter Armen arm verstarb: Paul Verlaine! —

Hat er während manchen Jahren auch nur von dem gelebt, was die Leute dem Pilger zuwarfen, so hat er am eignen Leib doch andre, weniger poesievolle und kunstfreundliche Verhältnisse verspürt als die fahrenden Minnesänger, vor denen sich

die Zugbrücken der Burgen gastfreundlich senkten.

Und war doch auch ein grosser Dichter, und seine Verse waren doch auch lauter Musik und Gesang, wie er denn selbst einmal sagt: «Musik und wiederum Musik!»

Und ich denke noch an einen andern Dichter, der auch so ein Wandervogel blieb sein Lebtag, sodass später, als er ausgewandert hatte und nicht mehr war, einer seiner vielen Freunde schreiben konnte: «Dieser geheimnisvolle Zug, diese ewige Wanderlust zieht sich durch sein ganzes Leben, von der Wiege, von den ersten Knabenjahren bis hinein in sein Mannesalter, bis ins Grab.»

Das sagt ein Literaturhistoriker vom Dichter Peter Hille, der am 11. September 1854 geboren, «auf Raub und unter Widerwärtigkeiten London, Amsterdam und die Schweiz, von Italien Mailand, Florenz, Rom und Pisa genoss» (wie er selbst von sich schreibt), obendrein den Weg von Holland nach Münster in Westfalen zu Fuss zurücklegte, auch Norddeutschland und noch manch' andere Gaue emsig durchstreifte und auf einem Bahnsteig schliesslich von einem Lungenbluten befallen wurde, sodass er zwei Tage darnach, am 7. Mai 1904, also mitten im echten Wandermonat, in einem Krankenhause verstarb.

Wie heisst wieder der Grundsatz, den er sich selbst aufstellte? «Ich muss die Welt

schön haben, sonst lasse ich sie fallen.» Und ist trotzdem an den Folgen eines Lungenblutens, das nicht auf ein gepflegtes Leben deutet, gestorben.

Freilich muss man wissen, was er darunter verstand, die Welt müsse für ihn schön sein; er selbst weiss zur Erklärung zu schreiben: «Ein starkes, treues Herz schlägt in uns, frei in aller Unbill, und wo sollten wir bleiben, wo verkümmern und verbauern, ohne unser eigen Königtum, den freien, erdwarmen Sinn in uns selbst?» Und ferner bekennt er: »Wie's kommt, ob Heil, ob Unsegen dieser Drang und Zug (zum steten Wandern); ich vermag's euch nicht zu künden.»

Freilich; «solang' auf Erden Rosen glüh'n», wird's immer Sorgenfreie geben, die wie Peter Hille ihr Bündel schnallen und ihre Strassen ziehn. Solang' die Berggipfel winken, wird die Sehnsucht zu den Bergen manche nicht schlafen lassen, bis sie den Alltagskram hinter sich werfen und allen Griesgrames und der Sorgen bar von Gipfel zu Gipfel pilgern ihr Leben lang. Solang' es Erde und Welt gibt, wird sie stark und schön genug sein, Sonntagskindern die Lust am Wandern fürs ganze Leben als solch' lebendige, glühende Flamme zu erhalten, dass diese Glut den Alltagsplunder mitsamt den Grillen und der Angst vor Nöten verzehrt; dann wird denen, in deren Herzen diese Flamme flackert, nur

ein Mittel bleiben: Zum Stab zu greifen und ein von allem Alltagsstaub reines Wanderleben zu führen, wie es eben nur Gottes- und Sonntagskindern beschert sein kann.

Solch' Wandervogeldasein steht freilich nicht ganz in Einklang mit der «Amerikanisierung des Lebens», die soviel Hast und Geschäftsgeist und obendrein Oberflächlichkeit in schöngeistigen und theoretischen Dingen auf dem Gewissen hat, mit andern Worten dieser auf Vervollkommnung zielende technische Riesenaufschwung ist dem beschaulichen Leben eines mit sich selbst zufriedenen Fusswanderers nicht sonderlich grün.

Da träumt sich denn vielleicht mancher dieser Wandervögel zurück ins vergangene Reich der Minnesänger, das vom schrecklich nervösen Getriebe unserer Zeit keinen Hauch besass.

Unter der Ungunst der Zeit sind sie weit seltener geworden, die wandernden Sänger, Minnedichter, Fiedler, Pfeifer und Spassmacher; zwar waren unter dem fahrenden Volk des Mittelalters die echten Künstlersterne so rar wie heut'; doch stand und wandelte unter der ziehenden Schar, die sich mit Geiger- und Pfeiferstückchen, hoher Minnekunst wie gemeiner Hanswursterei nicht schlecht durchs Leben schlug und auf der Burg und im Dorf stets als frohe Abwechslung im Gegensatz zu heut' begrüsst wurde, mancher Künstler,

echter, warmer Künstler. Oder gehört Walter von der Vogelweide nicht zur fahrenden Sängervelt, und liegt im Namen Wartburg kein Klang?

All' dieses fahrende Volk, von den stolzen Burgsängern bis herab zu den gemeinen Kesselflickern, hatte anfangs keinen Landesherren. Gleichwohl fühlte es das Bedürfnis, sich der Gerichtsbarkeit eines Landesfürsten zu unterstellen, und in der Mitte des 14. Jahrhunderts fing Kaiser Karl IV. damit an, seinen Schutz und Schirm dem unsteten Sängervolk, das von einem landesfürstlichen Gebiet ins andere wanderte, natürlich ohne jeden festen Wohnsitz war und drum als Untertanen irgend eines Fürsten eigentlich nicht betrachtet werden konnte, in besonderem Massstab zu gewähren. Ihm machte es der Erzbischof Adolph von Mainz nach, und auch elsässische Landesherren taten gleiches. So geschah es, dass die Rathsamhausen im Elsass Schirmherrn der Kesselflicker wurden; die Herren von Rappoltsweiler jedoch schirmten die Spielleute, die Fiedler und Pfeifer, und zwar wurde ihnen diese Schirmherrschaft fürs Elsass als kaiserliches Lehen vergeben, und Kaiser Friedrich III. verfehlte im Jahre 1481 nicht, diesen Lehnbrief zu erneuern. Der Bischof von Basel erbarmte sich der Spielleute, die durch irgend einen Umstand in den Kirchenbann gestossen wurden, und erlaubte ihnen,

sofern sie der Schirmherrschaft der Rappoltsweiler Herren angehörten, alljährlich Andachtsübungen abzuhalten, was in Erlassen aus den Jahren 1494 bis 1718 noch genauer festgelegt wurde.

Den Herren von Rappoltsweiler war das Lehen nicht im geringsten zuwider, jedoch gebrach es ihnen, die auf die Wahrung ihres Standes Rücksicht nehmen mussten, an Lust, selber als Fiedlerkönige zu figurieren, und übertrugen diese mit dem Vorsitz im Pfeifergericht verbundene Würde einem Spielmann, dem beim alljährlichen Pfeifer- oder Fiedlertag königliche Ehren erwiesen wurden.

Der Pfeifertag von heute ist demnach ein Erinnerungsfest an jene alljährliche Pfeiferversammlung. Lasst uns doch solch' elsässischem Fiedlertag beiwohnen! —

Rappoltsweiler, das liebliche Städtchen, besuche ich immer wieder. Man kann sich an Sommerabenden gar nicht satt gehen in seinen Mauern. Da spaziert man, wenn auf beiden Seiten der Strasse kühle Wässerchen schwatzend in den Rinnen hinabplätschern, so und so oft an denselben engen Gassen, denselben alten Häusern, denselben Gruppen vorbei, lässt es langsam dunkler und dunkler werden um sich herum, und dann, wenn man den Kamm der Berge hinter dem Städtchen vom nächtlichen Schwarz kaum mehr unterscheiden kann, lehnt man sich an eines der

Winzerhäuser oder setzt sich auf eine der Bänke, die vor ihnen stehen, und hört zu, was die Wässerchen der Rinne einem zu sagen haben. Doch das Gemurmel ist allemal ein Lob auf die Wanderlust, und der Wellchen steter Kehrreim ist: Weiter, weiter! — — —

Das Städtchen liegt wenige Kilometer vom Hauptbahnhof ab.

Und wie ich dann so an einem Rappoltsweiler Pfeifertag auf der Strasse an einem Zwetschgenbaum stehe, kommt ein Bäuerlein auf mich zu mit einem wütenden Gesicht und will schimpfen, weil ich seine Zwetschgen esse.

Aber ich kenne meine Bauern, stopfe ihm den Mund mit einer Zigarre, zeige ihm zwei vom Baum gerissene Zwetschgen und meine: «Ihr habt jetzt zwei Zwetschgen weniger am Baum, aber die Zigarre ist zwanzigmal mehr wert als die zwei Zwetschgen, und ich hätte also noch zu gut.» Da geht das treuherzige Bäuerlein ganz nahe an den Baum heran, stopft mir eine Tasche mit Zwetschgen voll und meint schliesslich, als ich bereits nach einem freundlichen Gruss im Weitergehen begriffen war, zu sich selbst: «So dumm wie 'r üsseht, isch'r doch net: des mit däre Ziggarr het m'r g'falle!» — — —

Ueberhaupt habe ich den Eindruck, dass in dieser Gegend die Bauern leutseliger sind als im Unterland wie z. B. im grossen Bauerndorf Mietesheim. Darüber dürfte kein Zweifel

bestehen, dass dies dem Wein zu verdanken ist, der auf den Rappoltsweiler Hügeln im Sonnenglanze reift.

Als ich in die Stadt komme, ist mir bis zur Hauptattraktion des Tags, dem Festzug, noch reichlich Zeit geboten; so lasse ich mir denn ein perlendes Tröpflein bringen und unterhalte mich einstweilen auf französisch mit einem Engländer, der an demselben Tisch Platz genommen hat, wobei ich wieder einmal die Fixigkeit der Söhne Albions bewundere, die überall sind, wo etwas Originelles zu sehen ist. —

Draussen auf der Strasse schreit das Volk: «Sie kumme, sie kumme!» Richtig: der Zug! Stramm schreiten die Feuerwehrleute vorne her. Dann kommen die unentbehrlichen pausbackenen Elsässerinnen in der «Schlupfkapp», zum Anbeissen frisch, keine mit Farbe verschändeten Stadtmädchengesichter, sondern kerngegesunde, schlanke Gestalten.

Und nun die Fiedler und Pfeifer! Ernst und gewichtig schreitet in der Mitte der Pfeiferkönig, vor dem blanke Mädchen Blumenschmuck hertragen. Auf dem Haupt trägt er als echter Fiedlerkönig eine blecherne Krone; er «prangt» in einem schäbigen Purpurmantel, der im Ort wohl schon zwanzig Jahre bei der Aufführung von Ritterspielen dient!

Bei den Mädchen treibt sich ein Hanswurst herum, ein in ein imitiert mittelalter-

liches Possenreissergewand gesteckter Bauernbursche, der mit seinen groben Fingern die Mädchenwangen bestreichelt wie ein gutmütiger Bär das samtweiche Fell der Katzen.

Unter den übrigen Pfeifern und Fiedlern, die — so gut sie eben können — drauf los musizieren, bemerklich — o Anachronismus! — einen mit modernen blauen Gamaschen und einen andern mit einer Zigarette im Mundwinkel!!

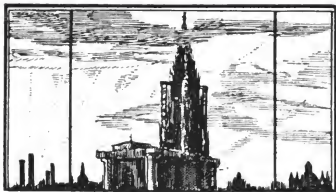
Den Schluss bilden mehrere Festwagen, die Szenen aus dem Winzerleben darstellen, und Feuerwehrgruppen.

Da nach dem Festzug die Volksbelustigungen (natürlich Karussell, Schiffsschaukeln, die stets willkommene Kinobude und die Tanzböden!) beginnen, nehme ich während noch ganz Rappoltsweiler auf den Beinen ist, still den Weg hinauf zu den Bergen und Burgen hinter der Stadt, die mir lieber sind als das marktschreierische Kunterbunt der Kirmes! —



Federzeichnungen

Visionen am Münster



I.



ch seh' im Sinken des
Abends den Münsterturm
langsam wachsen.

Wie es zu dunkeln
beginnt, geht durch den
Sandsteinbau ein Ruck. In
jeden Stein kommt ein
Dehnen. Dann wächst der Turm in die abend-
lichen Schatten.

Ist die Dunkelheit tief geworden, hat er
sich so hoch hinaufgereckt, dass ich seine
Spitze nicht mehr erblicke. Im Meer der
Nacht such' ich sie vergebens.

Bald hat sich der Turm mit dem schwe-

ren Dunkel vollends verschmolzen. Turm und Nacht sind eins. Seine Spitze ragt bis ans Ende des nächtlichen Reichs.

Wo aber die Nacht aufhört, fängt der Himmel an.

So klopft denn der Turmzipfel an die Hallen des Himmels.

Die Elsässer Heiligen wissen, dass die Münsterspitze sie ruft. Schon eilt Arbogast, eine Himmelstür zu öffnen. Flugs stösst der Turm so stark und hoch herein, dass die Heiligen, von Engelsgruppen begleitet, bequem auf eins der vier Ecktürmchen steigen. Sie klettern die schmalen Treppen hinab und grüssen von der Plattform ihr Land, auf dem hohe Schichten satter Dunkelheit lagern. Die Heiligen huschen an den Wärtern vorbei, die im Häuschen beim Kartenspiel zusammensitzen, und trippeln die endlosen Staffeln abwärts. Unten schlüpfen sie zum Türchen hinaus und küssen unter den Bäumen des Schlossplatzes die elsässische Erde.

Dann schreiten sie segnend durch Strassburg: Leo IX. in päpstlichem Prachtornat, in Nonnentracht Odilia, Arbogast prangend in der Bischofsmütze, in rauhem Einsiedlergewand Maternus, der vor Jahrhunderten in der Gegend des heutigen Benfeld den Heiden predigte, und all' die übrigen. Niemand sieht den Zug, den Engel eröffnen und schliessen. Doch über den Strassen liegt's wie Weihrauch-

schwaden, der Duft des Himmels steigt in die Häuser und Seelen, und die Strassburger verspüren im tiefen Innern das Ungewöhnliche.

Der Heiligenzug ist durchs Türchen am Münster zurück zu den vielen Staffeln geschlüpft und steigt durch die schmalen Gänge auf den langen Treppen zur Plattform. Hier knien sich alle. Nur Leo, der Papst, steht. Und während die Uhren der Stadt Mitternacht schlagen, segnet der Papst von der Höhe mit zitternden Händen die heimatlichen Gaue.

Dann heben weihevoll die Glocken des Münsters und der Stadt festliches Läuten an, die fromme Schar tritt aus den Häusern, und in den Gassen hängt noch der süsse Duft des Himmels: Strassburger Christnacht! —

II.

Wie ich an lindem Lenztag auf der Plattform stehe und über Strassburgs Dächer hinweg in unsere Gaue blicke, bildet sich vor mir aus Wolken, etlichem Dunst und zagem Frühjahrslicht eine mächtige Gestalt.

Als sie sich vollends geformt hat, sehe ich einen riesenhaften elsässischen Bauern. Seine Füsse stehen auf der Ebene auf, und der derbe, rauhe Kopf ragt in Wolken. In den knöchigen Händen hält er kräftige Klumpen elsässischer Erde, und neben ihm hat ein Pflugspann den Grund tief aufgerissen.

ihn auf dem Papiere fest. Beide, der riesenhafte Bauer und der geringe Schreiber, zeichnen als Verfasser. —

III.

Der Münsterturm badet in Sonnenflut.
Goldregen fällt in Strömen. Auf jedes Dach,
in jeden Baum. All' das Gleissen und Flimmern
lässt mich träumen. Und die Träumerei
wird Vision.

Wem hätte solche heimatliche Vision
nicht schon geleuchtet? —

Im Glanz des süßen Sommertags
Seh' ich Argentoratum aufwärts schweben,
Die Wasgaukette und die Ebne. —
Durch alle Welt
Von milden Engelsflügeln wundersam getragen,
Steigt Haus und Herz
Gen Himmel.
Ich seh' mein frommes Elsass unter goldnen Brücken
Gemächlich in den Himmelsgarten fließen,
Vor unsres Herrgotts Gnadenthron
Sich ehrsam breitend. —
Da wandelt gross im Schmuck der Macht
Und Güte
Gott selbst in unsern Wiesen, Weiden,
Am Wegrand sitzen sanfte Engel
Auf harten Kilometersteinen,
Und die Aposteln kreisen stumm
Um zwölf an der berühmten Uhr
Des Münsters. —

Erinnerungen

**Weihnachten im Hoch-
wasser**



amals taute der Vogesen-
schnee so schnell und über-
raschend auf, dass die Bäche
und Flüsse längst nicht alles
Wasser zu fassen vermoch-
ten, das von den Bergen in
die Täler gebraust kam.

Da revolutionierten die Flüsse, die weid-
lich darüber Zorn empfanden, dass sie so ge-
waltige Wassermengen in ihren Betten und
Bahnen zügeln sollten; sie schickten die Fluten
aus den Ufern, dass ganze Wiesentäler über-
schwemmt wurden, rissen Stege und Brücken
ab, hemmten den Zugverkehr, zerrten über-
haupt am Bestehenden und zerbrachen

entfesselt, was sie erreichen und vernichten konnten.

Dass just zur selben Zeit des Jahres neunzehn das Elsass sich anschickte Weihnachten zu feiern, liess die Fluten gleichgültig; die setzten Dörfer und Städtchen unter Wasser in derart überraschender Weise, dass oft das Vieh nicht einmal ins Trockene gebracht werden konnte.

Damals fuhr ich, genau am Weihnachtsabend, von Strassburg, woselbst die Ill brausendes, schäumendes Hochwasser führte, das vorwitzig in alle Wohnungen hinein-, besonders in alle Keller hinabstieg, die ihm nahe kamen, in südlicher Richtung.

In Schlettstadt erfuhr ich bittertraurige Wahrheiten: Nach dem Weilertal und nach Markirch kann wegen der übergeschwemmten Wassermengen kein Zug gelangen; die Flut hat die meisten Brücken des Weilertals mitgerissen und den Ort Weiler unter Wasser gesetzt. —

Ich lief mit einem schweren Gepäck in der Hand durch die Stadt und bettelte bei Chauffeuren um ein Auto, das mich auf den Odilienberg hinaufbrächte, wo ich den Weihnachtstag über verweilen wollte.

Es gibt wohl im Elsass keinen Platz, an dem sich Weihnachten schöner feiern lässt:

Da tritt man in der Christnacht, wenn die Mitternachtsglocken läuten, auf die Ter-

rasse hinaus, schaut in die nächtliche Feierlichkeit, aus der die Lichter so und so vieler Häuser der Ebene, oft Tannenbaumlichter, verschwommen heraufleuchten, hört mit Weihnachtsfrieden im Herzen all' dem Geläute zu, das abgetönt und zart heraufklingt, und fühlt dabei den Hauch des elsässischen Christfestes um sich schweben. So glaubt man sich mit all' den Familien, die da drunten um die geschmückten Tannenreiser stehen und dann fromm zur Mette schreiten, vereinigt und verbunden und man weiss doch wieder, was man eigentlich ist: Christ und Elsässer! —

Aber einen Chauffeur, der mich ins Kloster der Odilienhöhe hinaufführt, finde ich nimmer.

Der erste schüttelt sofort den Kopf und sagt ganz trocken: «Unmöglich!» Der zweite, den ich von früher kenne, drückt mir die Hand, spricht kein Wort und winkt nur.

Beim Bahnhof treten wir in ein Gasthaus. Da sitzen mit finstern Gesichtern und zwischen einem Haufen Gepäck zwei bis drei Dutzend Menschen zusammen, auf die der Chauffeur zutritt. «Markircher?» fragt er einen älteren Mann. Der nickt blos, ich verstehe: Leute, denen das Hochwasser die Heimfahrt im Zug plötzlich abschnitt. Auf ihren Gesichtern malt sich die tiefe Sehnsucht nach dem Heimatort, die Furcht zum Christabend nicht heimzukommen, die Sorge und Beküm-

mernis ums Schicksal der Ihren, die wohl schwer gegen das böse Hochwasser zu kämpfen haben.

Der Chauffeur blickt mich fragend an. Da ich ihm abwinke, versteht er, dass ich aufs Auto verzichte. In dieses drückt er so viel Menschen hinein, als nur möglich, und saust fort den Tälern zu.

Die Zurückgebliebenen erzählen, dass er nun zum dritten Mal fürs Weilertal abfuhr; das Auto stehe oft bis über die Räder im Wasser, die Fahrt sei ungeheuer mühevoll.

Ich nehme Abschied von den Heimatsehnstüchtigen und fahre mit dem Zug nach Oberehnheim, meinen Geburtsort, hinüber.

Es ist längst dunkel, als ich ankomme. So bleibt mir nichts übrig, als mich bei einem Wirt am Bahnhof einzumieten.

Dann schreite ich still für mich die dunklen Strassen hinauf und lasse willig mit der Winternachtluft auch die Erinnerungen um mich schweben.

Ich stehe im Nachtdunkel als Fremder vor meinem Vaterhaus, das Menschen heut' bewohnen, die mir unbekannt sind. Wie auch hätte ich den Weg, der gegen den Oberehnheimer Graben und an dies teure Haus führt, trotz der nächtlichen Dunkelheit nicht finden sollen?

Nun besitze ich keinerlei Recht mehr, ins Haus einzutreten, in dem ich geboren

wurde, da es Fremden gehört. So tasten denn im Dunkeln meine Hände an den Wänden empor und finden die der Haustür vorgelagerte breite Treppe; dann greifen sie das dicke, feste Tor, hinter dem der gepflasterte Hof sich breitet. Das Gewinde wilder Reben beschattet im Sommer diesen Hof, und unter dem Laubdach sass ich einst auf dem Schaukelpferd, konnte ich mich mit den besten Freunden meiner Kindheit, den zwei Dackeln, allerliebsten unterhalten.

Jetzt, da plötzlich all' die Erinnerungen aus jenen und späteren süßen Tagen in mir wach werden und mich überstürmen, greift mir das Gedenken so mächtig und packend ans Herz, das ich langsam die Hände vom lieben Haus zurückziehe. Der ich in der Hast meines Lebens wieder einmal zu sanftem, süßen Ablaschen der Kindheitserinnerungen innehielt, indes ich erschüttert vor dem Vaterhaus stand, fühlte ein so starkes, gewaltiges Rühren durch meine Seele fließen in dieser stillen Nacht wie sonst noch in keiner. —

Vom Kirchturm rief das Geläute zur Mette, und sachte schritt ich hinüber zum Gotteshaus. —

Als ich mit den Oberehnheimern — ich selbst zähle mich zu ihnen — aus der Kirche trat, hörte ich, wie sie sich von den Überschwemmungen erzählten, die das Hochwasser

bei Barr, Benfeld, Erstein und bei manch' anderer Ortschaft angerichtet hatte. —

Während ich dann im sauberen Zimmerchen des Gasthauses neben dem Bahnhof schlief, träumte ich folgendes Bild:

Ich sitze als Kind wieder unter dem Laubdach und spiele mit den Dackeln.

Von fernher hör' ich irgend etwas rauschen, und dieses tiefe, dunkle Rauschen, in das sich ein Plätschern mischt, kommt näher, wird stärker, deutlicher.

Da springt meine Mutter hastig aus dem Haus in den Hof und ruft zum Bureau meines Vaters hinauf. Dessen Kopf erscheint seelenruhig am Bureaufenster, das mein Vater, als er die Aufregung der Mutter sieht, ärgerlich schliesst. Die Mutter wird ruhiger und geht ins Haus zurück.

Doch das Rauschen hat nicht abgenommen. So rauscht es fort, stundenlang, indes ich im Hofe sitze und die Dackeln um mich schwänzeln.

Da bricht plötzlich in braunen, schmutzigen Strahlen stürmische Wasserflut über das hintere hölzerne Hoftor, hinter dem der Garten liegt. In hohen, wütenden Wellen wälzt sich das Wasser übers Tor und fährt spritzend an den Mauern des Wohnhauses empor. Das Hochwasser hörte ich nun aus einer Entfernung von etlichen Metern rauschen, so hart

und grausam, so blind und wild, und die Wellen waren so hoch wie die des Meeres, so dass ich schrie und die Kinderhände abwehrend gegen das Wasser hielt; die Dackeln liefen fort zum Hof hinaus, und ich sass vor den wilden Wassern, die viel schneller übers Tor in den Hof einbrachen, als ich's erzähle; alles, mein Schreien nämlich und das Abwehren mit den Händchen, das Fortlaufen der Hunde ging so überaus rasch und in etlichen Augenblicken, und ich sah noch, wie die Wasser bis zum Dach des Wohnhauses hinaufstiegen und darüber hinausschlugen; dann stürzten die Wellen mannhoch über mir zusammen. —

Unter diesen Nöten und dem Lebenskampf, in dem ich im Traume rang, erwachte ich natürlich. Ich lauschte hinaus: Ich vernahm kein Rauschen, auch kein fernes und fernstes des Hochwassers, sodass ich mich beruhigte und über den Traum, aufrecht sitzend im Bett, nachgrübelte.

Da dünkte mich das Rauschen des Hochwassers im Traum der Weihnachtsnacht das Rauschen der Zeit, das, während man Kind ist, nur ganz leicht und leis ans Ohr tönt und umso stärker um uns schallt, je älter man wird; das Hochwasser dünkte mich die Zeit selbst, denn in hohen Wellen brach die Zeit über meine Kindheit herein und begrub

sie, dass mir heute nichts mehr von ihr bleibt als die Erinnerung.

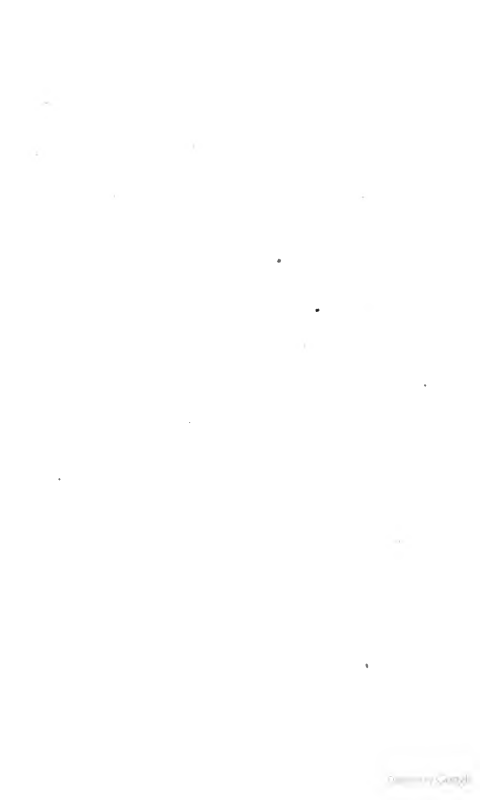
Nun packte mich gerade die Erinnerung wieder, und ich gab mich ihr ganz hin, bis schliesslich der Weihnachtsmorgen anbrach. —



INHALT

	Seite
<u>Zum Weggeleit</u>	<u>5</u>
<u>Das Glöcklein vom guten Willen</u>	<u>7</u>
<u>Alsassus</u>	<u>15</u>
<u>Heimatliches Plauderstündchen</u>	<u>33</u>
<u>Die Abgesandten der Vogesen</u>	<u>45</u>
<u>Elsässer Fiedlertag</u>	<u>61</u>
<u>Visionen am Münster</u>	<u>73</u>
<u>Weihnachten im Hochwasser</u>	<u>81</u>





F. X. LE ROUX & C^{IE}

== Buchhandlung. ==

Spiessgasse 34 STRASBOURG Münsterplatz 21

JAN, **Erzählungen aus dem Wasgau**, schön gebunden. Lexikon-Oktav. frs. **10.00**

..Man merkt es den Erzählungen an, dass sie aus liebevoller Beschäftigung mit Land und Leuten und deren Geschick, aus eingehendem Studium der Sitten und Gebräuche der Geschichte und Sprache des Wasgaus, aus selbst Erlebtem und Beobachtetem herausgewachsen sind....

JAN, **Rüdiger Manesse und Kindlicher Opfermut** in Lexikon-Oktav, schön gebunden. frs. **10.00**

Rüdiger Manesse, ist eine Erzählung aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Kindlicher Opfermut oder «Les enfants des Vosges» sind die Erlebnisse eines Elsässers während der grossen Revolution.

NEWMANN, **Kallista**. Erzählung aus der Mitte des III. Jahrhunderts. 4 Vollbilder. Schön gebunden. frs. **10.00**

WISEMANN, **Fabiola**, Erzählung aus dem Beginn des 4. Jahrhunderts. 4 Vollbilder. Schön gebunden. Lexikon-Oktav. frs. **10.00**

RIFF, **Funke üss d'r Schmidde**, Liedle üss d'r Zitt, Gedichtle vun de Litt, in Gross-Oktav. frs. **5.00**

RIFF, **Tod und Teufel**, Dramatische und humoristische Erzählungen in 8°. frs. **4.00**

F. X. LE ROUX & C^{IE}

Spiessgasse 34 STRASBOURG 21 Münsterplatz

Verlags- und Sortimentsbuchhandlung

Schöne Literatur, Bibliotheksbände, Märchenbücher

===== *Allgemeine und Fachliteratur*

===== *Schulbücher - Dictionnaires*

===== *Theaterstücke*

===== *Drucksachen*

===== *Visiten- Verlobungskarten*

===== *Programme - Geschäftspapiere*

Rechnungen - Zirkulare - Couverts - Briefbogen

BAUER, S'ich Feschtdaa hitt, ihr liewi Litt.

Gratulations- un Feschtdaasgedichte für
unsri Kleine. frs. 3.00

Für die Kleinen! Für die Jugend!

S^T NICOLAS

der Jugendfreund

Jugendzeitschrift — Erscheint alle 14 Tage — 24 Nrn. pro Jahr

Aufsätze und Gedichte in deutsch u. französisch

Lustige Ecke — Plauderplätzchen — Briefkasten.



Reich und schön illustriert



frs. 3.—

pro Jahrgang

frs. 3.—



Princeton University Library



32101 066464973

